



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Musikalische Briefe von Moriz Hauptmann. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geworden über die endlose Aufzählung: die Museen sind dem Ministerium des Beaux-Arts entzogen, dem zur Entschädigung dafür — die Gestüte anvertraut sind! Unser gewöhnlicher Menschenverstand hat uns noch nicht verständlich machen können, warum die Pferdezucht, mit ihrem Budget von 3,872,500 Frs., gerade zu den schönen Künsten in so enge Beziehungen gesetzt worden ist! Seit einigen Wochen hat man sie dem Handelsministerium zugebracht, auch dem öffentlichen Unterrichte! Auf den Ackerbau ist noch Niemand gekommen! —

In einem bald folgenden Artikel werden wir von den Museen zu sprechen haben: sie gehören zum Ministerium des kaiserlichen Hauses. —

Musikalische Briefe von Moriz Hauptmann.

III.

An Spohr.

Leipzig, den 2. October 1842.

Lieber verehrter Herr Capellmeister!

Wenn ich bloß dem Herzen hätte folgen wollen, würden Sie schon nach den ersten Tagen unseres Hierseins einen Brief von mir erhalten haben. Als ich Abschied von Ihnen nahm, war's wie zu einer kurzen Reise; ich mußte es in Worten nicht anders zu machen, wenn ich's auch innerlich anders empfand. Ich darf nicht wünschen, daß Sie zu der Ferienzeit oft Reisen nach Carlsbad zu machen haben und wie sollte Sie außerdem Ihr Weg sobald nach Leipzig führen — ebenso scheint für mich die Freiheit zu einer längeren Reise nach den hiesigen Dienstverhältnissen nicht groß zu sein, was in der Sache, nicht im Mangel an gutem Willen meiner Vorgesetzten liegt, die mich bis jetzt auf eine so ausgezeichnet gütige Weise behandeln, daß es nur mein Wunsch sein muß, mir diese Zuneigung durch Dienstfeier erhalten zu suchen. Indessen kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, Sie auf eine oder andere Art bald einmal wiederzusehen und mag nur in dieser Hoffnung mich der gegenwärtigen auf manche Weise mir günstigen Zustände erfreuen. Ich bin nach manchen sehr ceremoniösen Magistrats- und Schul-Aufnahme-Acten seit fast 14 Tagen in den Dienst eingetreten. Er besteht, was die eigentliche Cantorsfunction betrifft, in einer Stunde täglichem Chorgesangunterricht, jetzt

von 11—12, später von 5—6, und in der Direction der Sonntagskirchenmusik; letztere des Morgens um 8 Uhr. Diese habe ich heute erst angetreten und zwar komme ich soeben daher. Ich hatte auf den Wunsch mehrerer Freunde meine Messe mit Orchester eingeübt, und um mit dieser zu beginnen, am vorigen Sonntag den bisherigen Interimdirector Polenz noch einmal zu dirigiren ersucht. Am heutigen Sonntag, als Anfang der Messwoche, ist es gebräuchlich, das Kyrie oder Gloria der Messe zu geben; nach der ersten Orchesterprobe, die ich von meiner Messe gemacht hatte, wünschten die Musiker, daß sie das erste Mal und zu meinem Amtsantritte ganz gegeben würde, welches mir auf meine Anfrage der Superintendent auch gern zugestand; so gab ich erst 3 Sätze und nach der Epistel die übrigen. Es ist im Chor und Orchester eine sehr erfreuliche Willigkeit, ein Interesse für die Sache, welches dem Dirigenten so erleichternd entgegenkommt, daß auch ein so ungeübter und wenig geschickter als ich es wohl bin, keine schwere Aufgabe hat, etwas so schwieriges, als diese Messe ist, zur geübneten und von merklichen Fehlern freien Aufführung zu bringen. Man ist mit der heutigen ganz zufrieden gewesen.

Den 7. October. Mendelssohn kam am vorigen Freitage hier durch auf seiner Rückreise von der Schweiz. Da er am 1. October in Berlin sein sollte, hielt er sich nicht auf, er ward aber so dringend angegangen, das erste Gewandhausconcert, welches Sonntag, den 2., stattfand, zu dirigiren, daß er zu diesem schon wieder hier war. Das Orchester ist hier unter seiner Leitung in Symphonien ganz vortrefflich, es ist eine Schärfe und Elasticität im Ganzen, wie man sie nicht leicht wiederfindet. Mendelssohn hat selbst seine große Freude daran, will aber das Verdienst sich nicht zugeschrieben wissen, indem, wie er sagt, in Berlin, wo so viele gute Kräfte im Einzelnen vorhanden sind, bei alle seinem Eifer und unendlicher Mühe nichts ähnliches herzustellen gewesen sei. Man hofft in Leipzig noch sehr, daß Mendelssohn zurückkehren werde, sicheres weiß Niemand, da er selbst noch keineswegs bestimmt ist. Bei David habe ich 3 Quartetten von Schumann gehört, die ersten, die er geschrieben, die mir sehr gefallen, ja mich in Verwunderung über sein Talent gesetzt haben, das ich mir bei Weitem nicht so bedeutend vorgestellt hatte, nach den kleineren Claviersachen, die ich früher von ihm kennen lernte, die gar so aphoristisch und brockenhaft waren und sich in bloßer Sonderbarkeit gefielen. An Ungewöhnlichem in Form und Inhalt fehlt es auch hier nicht, aber es ist mit Geist gefaßt und zusammengehalten und recht Vieles ist sehr schön. Im Theater habe ich die Königin von Cypern von Halevy gehört; das Buch ist unvergleichlich besser als das deutsche, es ist nicht zu begreifen, wie Lachner es sich von dem Uebersetzer so konnte verhungern lassen. Der König ist hier eine handelnde, nicht bloß leidende

Person, wie dort, und zwar von sehr nobler und Theilnahme erregender Art. Es ist unsäglich dumm, wie der deutsche Bearbeiter des Königs Thun in bloße Erzählung verwandeln konnte. Die Erzählung ist auf dem Theater überhaupt nicht viel werth, in der Oper aber, wo die Worte so leicht verloren gehen, gar nichts. Hier heißt es, wie Caspar sagt: was das Auge sieht glaubt das Herz. Aber nicht der Text allein, auch die Musik von Halevy ist mir als Opernmusik viel lieber als die Lachner'sche. Sie ist gar nicht sehr lärmend, im ganzen ersten Act fast keine Posaunen, vielmehr ist eher zuviel nach Halevy'scher Weise fein witzig und spitzig Ausgearbeitetes darin, oft etwas trocken mit künstlichen Spielereien, dann aber auch wieder strömend und scenisch von großer Wirkung, jedenfalls eine bessere Theateroper als die Lachner'sche, die mich wie so viel deutsche zweiter und dritter Ordnung immer zu viel an das Schreibepult und an saure Arbeit erinnert. Heine sagt einmal, er habe in seiner Jugend sich nie in das complicirte Linne'sche System finden können, und sich sein eigenes gebildet: er theile die Pflanzen ein in solche, die man essen könne, und solche, die man nicht essen könne. So könnte man, von anderen guten und schlechten Qualitäten absehend, auch die Opern einteilen in solche, die gegeben werden und solche, die nicht gegeben werden. Ich glaube, daß zur ersten Art die Halevy'sche, zur zweiten die Lachner'sche gehören wird.

Es kann aber im Grunde doch nur auf einer positiven Qualität beruhen, wenn etwas einer so großen Menschenmasse, als das gesammte Opernpublikum zusammen genommen bildet, Vergnügen macht, und daß eine Oper nicht gering zu sein braucht, um der Menge anhaltend zu gefallen, sehen wir an den besten, die wir haben, sie sind auch der Menge die liebsten. Wenn aber auch so manche gefallen, an denen der Musikverständige technisch und ästhetisch viel auszusetzen hat, so bleibt diesen eine immerlohnende gute Eigenschaft um so mehr gesichert, als der Tadel gegründet sein wird, da ein Ding wegen seiner Schlechtigkeit Niemand Vergnügen machen kann. Und das ist bei Italienern und Franzosen wohl hauptsächlich das, daß man fühlt, sie sind hier in ihrem Element, und die daraus resultirende Leichtigkeit der Production, — wie denn auch andere als Operncompositionen gegen diese bei ihnen gar nicht in Betracht kommen, während bei den Deutschen eine geglückte Oper von gelungenen Compositionen jeder andern Gattung, namentlich der Instrumentalmusik, hundertfach aufgewogen wird.

Am Sonntag vor 8 Tagen haben wir bei Härtel den Pianisten Henselt gehört, welcher mit der Eisenbahn von Dresden kam, sich dort an das Clavier setzte und erst nach 3 Stunden wieder aufstand, er hatte schon 1½ gespielt als wir kamen. Ich habe noch nichts Vollendeteres in dieser Spielart gehört, oder vielmehr ich kann mir nichts Vollendeteres denken, weil es

durchaus allen Ansprüchen, die man machen kann, Genüge leistet: unfehlbare Sicherheit, Kraft und Zartheit und eine schöne künstlerische Haltung und Ruhe im Vortrag. Als Curiositäten der Ungriffigkeit spielte er zwei Weber'sche Ouvertüren, die ich ihm erlassen hätte, sonst hübsche neue Sachen in Studienform, meist wohl von sich; wiewohl ich keine der bekannten darunter fand. Der Härtel'sche Flügel hielt sich den ganzen Abend vortrefflich, es ist eine tüchtige Art von Instrument. Außerdem werden sehr gute Pianos hier gebaut, und ich bin neugierig zu sehen, wie der Ritmüller'sche sich dagegen halten wird. Nächsten Sonntag gebe ich nach stehendem Gebrauch in der andern Kirche noch einmal meine Messe, den folgenden zwei Sätze einer sehr hübschen Messe in B von Mozart, wieder in der Thomaskirche; hier habe ich 3 Bässe und wenigstens 12 Geigen, dort wegen Mangel an Raum nur 2 Bässe, aber es klingt in beiden gut. Mit herzlichster Liebe und Verehrung

Ihr ergebenster

M. S.

Leipzig, den 1. December 1842.

Lieber verehrter Herr Capellmeister!

. Mendelssohn, mit dem ich soeben bei einer Conferenz wegen einer kirchlich-musikalischen Angelegenheit war, freut sich gar sehr, daß Sie Ihre neue Ouverture dem Concert im Manuscript mittheilen wollen. Ich habe neulich die „Weihe der Töne“ in großer Vollendung im Gewandhaus gehört. Sie würden selbst Freude an der Aufführung gehabt haben. Es ist eine Lieblings-Symphonie des Leipziger Concert-Publicums. Es ist doch aber auch ein ganz ander Ding, solche Musik in einem gut geformten und schön decorirten und erleuchteten Saale zu hören, als in einem Schauspielhause, wo es nichts zu schauen gibt und das dem Hören so ungünstig ist als das Casseler. Die besten Aufführungen sind immer wie Bilder ohne Firniß und ohne Rahmen. Meine Frau, die nie andere als Theater-Concerte gehört hatte, ist ebenso erfreut als erstaunt über die schöne Wirkung eines guten Orchesters in einem Saale, wie der hiesige des Gewandhauses. Wenn man die einzelnen Blasinstrumente in ihren Solis hört, lassen manche zu wünschen übrig, wenn auch einige vortrefflich sind, aber die Zusammenwirkung ist sehr befriedigend und besonders in rhythmischen Nuancirungen so schön belebt, wie man sie sonst nur bei einem guten Quartett zu finden gewohnt ist.

Von Döhlers Compositionen (von der besseren heutigen Virtuosenmusik) gefallen mir die kürzesten am besten, den längeren fehlt es an eigentlicher Entwicklung, an einem zweiten Theil, an einem Mittelstück; wie wenn man einen Hering gespeist hat und das übrig gebliebene Kopf- und Schwanzstück

auf dem Teller zu zusammenlegt; das hat zwar Anfang und Ende, es ist aber doch kein Fisch — oder wie unsere Symphonien im Schauspiel, wenn wir vom Thema im zweiten Theil anfangen. Mir wars immer lieber, den ersten Theil zu geben und in der Dominante zu schließen. Es soll etwas nicht bloß bei sich bleiben, es soll herausgehen, um zu sich selbst zu kommen! Das Erste ist nur der Keim, das Andere ist die Frucht. Neulich spielte Mendelssohn sein D-moll-Concert. Das ist doch eine ganz andere Art Musik, nie wird sie bloß Virtuosenzweck haben. Auch bei den glänzendsten Sätzen ist es immer der musikalische Gehalt, die Idee, die ihm am Herzen liegt, wie es bei Ihren Violinconcerten auch ist, weshalb allein sie schon über allen Vergleich mit anderen Sachen der Art stehen. Es ist wahr, daß diese modernen Claviervirtuosen Sachen spielen, die man, ohne selbst Clavierspieler zu sein, kaum begreift, auch wenn man sie spielen sieht; aber es wiederholen sich doch dieselben Effecte schon jetzt so viel, daß man kaum noch Interesse daran nehmen kann, und was die Millionen von Noten betrifft, so mögen das die Rothschilde zu schätzen und abzuschätzen wissen, für uns wirds wieder eine compacte Einheit und Einförmigkeit. — In dem Concert der Schröder-Devrient kamen mehre interessante Sachen vor, die Duverture zu Rui-Blas von Mendelssohn und Scenen aus der Oper Rienzi von Richard Wagner, welcher selbst dirigitte. Die Duverture ist schnell gemacht, hört sich wenigstens so an, sie gefiel mir recht gut, ich habe aber von Componisten der Art, wie Mendelssohn, sowie von Beethoven auch, die satt und reif getragenen Compositionen lieber. In einem früheren Concerte wurde nach einer der schönsten Symphonien von Haydn eine Duverture von Beethoven (op. 124), ein Gelegenheitsstück gegeben, die mir nach jenem so schön künstlerisch empfundenen Werke in ihrem besonderen Gefühls-Egoismus ganz roh und widerlich erschien. Hier heißt es: „Erlaubt ist was gefällt“ dort: „Erlaubt ist, was sich ziemt“. Der Unterschied der Sittlichkeit und der bloßen Sinnlichkeit. Die Sittlichkeit schließt die Sinnlichkeit nicht aus, aber sie schließt sie eben ein, sodas sie nicht alles überschwemmend überlaufe. Beethoven's Compositionen haben dann, wann er sich so gehen läßt, den Charakter geistreicher Improvisationen, die man als solche hochstellen kann, ohne daß sie damit als Kunstwerke auf gleiche Höhe zu stehen kommen. Dort gilt schon der bloße Fortgang und der Gedankenzufluß; im Kunstwerk will man ein überschauendes Selbstbewußtsein durchfühlen, eine Ruhe in der Unruhe, wie denn überall, wo etwas wirkliches d. h. etwas gutes entstehen soll, entgegengesetzte Bedingungen sich vereinigen müssen. — In Wagner's Musik habe ich weit mehr Anspannung und Ausspannung, als erfüllenden Inhalt gefunden. Von der Wirkung einer ganzen Oper kann man wohl nach so wenigen einzelnen Stücken nicht urtheilen, aber die Art der Musik

stellt sich doch schon darin dar, und die gefällt mir wieder nicht, es ist wieder die unmusikaltische, die am Ausdruck des Einzelnen hastet, die wo von Freud und Leid die Rede ist, beides auseinanderhält und jedes für sich musikalisch ausdrücken will. — Die Worte sollen aber in Musik gesetzt werden, wie man einen Fisch ins Wasser setzt, aus dem trockenen, absondernden Verstandes-Element in das vermittelnde flüssige Gefühls-Element. So machen es die Italiener und was ihnen kunstverwandt ist, wie Mozart, Spohr, die mir nicht übel nehmen mögen, daß ich sie zu diesen zähle. Man hat bei den Italienern nicht nur an Donizetti und Bellini zu denken, sondern an Raphael, an Leonardo und Titian, an die schönste Kunstblüthe, die es gegeben hat. Wagner hat seine Oper in Paris geschrieben und hatte sie für das dortige große Theater bestimmt, sie trägt auch, soviel sich aus dem Wenigen abnehmen läßt, was wir gehört haben, ganz die Uniform der neuen großen französischen Oper, in dem Wenigen war aber doch viel Langweiliges und Leeres. Wir sitzen in der Oper recht zwischen zwei Stühlen; es ist einem in Rachners Königin von Cypern so unbehaglich wie in Halevy's

Mit innigster Verehrung und Liebe Ihr

M. G.

Leipzig, den 3. November 1842.

Lieber verehrter Herr Capellmeister!

Von Herrn Hofrath Rochlitz erhielt ich vor einiger Zeit ein Oratorium „Saul und David“ zugeschickt, es war ihm ein Brief von Ihnen beigelegt, worin Sie viel zu vortheilhaft von meinen Fähigkeiten sprechen. Ich bin aber aus großen Arbeiten so herausgekommen, aus langen meine ich, daß ich größere als je jetzt zu unternehmen keinen Muth habe und mich erst in kürzeren dieser Art versuchen muß. Ueberdies finde ich Ihre Ausstellungen an diesem Oratorium eben so richtig als erheblich; ganz allgemein genommen mag ich überhaupt die Männerchöre nicht. Es ist eine musikalische Unnatur, Männer vierstimmig singen zu hören, es bleibt immer eine monotone Quälerei. Der vierstimmige Gesang ist für Männer und Frauen, und daß die Herren an ihren Liedertafeln sich allein amüsiren wollen, daß man dieses Abschließen der Musik anhört, ist eben das Unschönste daran. Am Oratorium mißfällt mir aber hauptsächlich die gar zu theatralesche Disposition; es ist ohne Scenarium gar nicht verständlich. Da an einem Oratorium nichts zu sehen ist, sollte auch keine Scene dazu gedichtet werden, dramatisch könnte es deshalb doch gedacht sein. So sind die von Metastasio mit handelnden Personen, ohne daß man jedoch an eine bestimmte Räumlichkeit erinnert wird. Am liebsten ist mir die Art wie der „Messias“, „die letzten Dinge“, „Pau-

lus": die episch-lyrische, ich halte sie auch für den Componisten insofern am günstigsten, als er hier weniger versucht ist, in das Theatralische zu gerathen, worin man freilich jetzt strengere Forderungen des Styls geltend machen will, als früher, wo zwischen einer Dratorien-Arie und einer ersten Opern-Arie kaum ein Unterschied wahrzunehmen ist. Das Dratorium liegt noch bei mir, ich gebe es aber in diesen Tagen zurück. Hofrath Kochly ist unser ganz naher Nachbar und war uns von den ersten Tagen an sehr freundlich. Nächsten Sonnabend singen wir als Motette einen zweichörigen lateinischen Hymnus von Gallus (dem deutschen Hähnel) 1515 componirt, und mein „Salve Regina“. Die Motettenmusik wird abwechselnd von einem der vier Präfecten dirigirt, und ich mag es nicht abändern, nicht weil es altes Herkommen ist, aber es erhält einen Wettseifer unter ihnen, jeder Wochenpräfect sucht es an Auswahl und Ausführungen den andern zuvor zu thun. Es ist, seit ich hier bin, außer einer Motette von Reichardt noch nichts Schlechtes vorgekommen, obwohl des ganz Erfreulichen dieser Gattung nicht eben viel vorhanden ist. Ich hoffe, daß wir künftig Ihre Psalmen singen können, fürs Erste möcht' ich's noch nicht. Der Chor ist eisenfest in diatonischen Sachen, mit allen möglichen Figuren und Coloraturen, aber bei chromatischen singt er so falsch wie andere auch. Zum chromatisch rein Singen gehört musikalische Bildung, mit dem Notentreffen allein ist es nicht zu erlangen, der Sänger muß sich der inneren harmonischen Vorgänge bewußt sein. Ich erfahre es zu meinem Aerger jedesmal bei einer Stelle des Salve Regina; wenn es klänge, wär's mir lieber, als daß ich weiß, warum es nicht klingt. Daß aber zu einer Vocalmusik, um sie ausführbar zu machen, allezeit ein Clavier gespielt werden muß, ist doch auch keine zu rechtfertigende Bedingung, und die Aelteren hatten so unrecht nicht, sich für diese Gattung an sehr bestimmte Geseze zu halten. Ich schäme mich einer solchen Stelle mehr, als wenn offenbare Octaven und Quinten dastünden. Dabei könnte man doch reine Töne hören. Im Aerger wasch' ich den Jungen den Kopf, aber ich weiß recht wohl, daß er mir müßte gewaschen werden.

Den 5. Novbr. Ich habe die Symphonie (von Schumann) vorgestern im fünften Concert gehört, und es freut mich, daß Sie Ihnen auch bekannt werden soll — langweilig ist's keinen Augenblick, vielmehr überall blühend und lebendig, zuweilen etwas curios, aber immer Musik: eine Bettina, die man nicht gerade zur Hausfrau möchte, die aber märchenhaft poetisch, sehr anregend und unterhaltend ist. — Verholst ist von Leipzig abgereist und geht nach Holland zurück. Er ist ein eigener, lebhafter Mensch, sehr enthusiastischer Natur. Musikalisch habe ich von ihm Nichts kennen lernen, er kam vor nicht langer Zeit erst von einer Reise zurück und ich habe ihn wenig gesehen. Wenn ich mehr Lust zum Schulmeistern hätte, als ich sie habe, könnte ich

hier wieder viel solche Beschäftigung finden. Es ist eigen, wie eine so falsche Meinung, daß ich ein guter Lehrer sei, sich so dauernd erhalten kann; ich habe keine Ader dazu. Denn das ist noch lange kein Beruf, wenn einer oder der andere nicht ganz ohne Nutzen Unterricht gehabt hat, der vielleicht auch ohne Unterricht eben so weit gekommen wäre. Wie viele nichts Ordentliches bei mir gelernt, weiß ich am Besten. Daß die gekrönten Schüler, die grand prix des Pariser Conservatoriums, in der Composition auch oft noch sehr im Unklaren sind, wie ich's an drei Individuen sehr genau habe kennen lernen — kann mir für die Anwendung von meiner und der Schüler Zeit keine Satisfaction geben. — Vor meinem Fenster wird jetzt S. Bach ein Monument gesetzt. Wolf würde aber wenig davon erbaut sein. Die Büste Bach's, welche in einer Nische steht, ist das Beste daran.

M. S.

Leipzig, den 6. Februar 1843.

Lieber verehrter Herr Capellmeister!

. . . . Gestern war Berlioz's Concert und wir sind davon noch alle etwas gliederlahm — einen ganzen Abend solche Musik zu hören ist etwas zu viel, wenn auch einige Stücke in ihrer phantastischen Eigenthümlichkeit recht interessant und unterhaltend sind. Eine solche gar zu sehr sich absondernde Originalität verlangt am allermeisten einen äußeren Gegensatz; jedes Stück irgend eines anderen Componisten, auch eines geringen, wäre gestern eine Erholung gewesen. Es ist eigen, daß man bei Berlioz immer meinen muß, er könnte auch ganz schöne Musik machen, wenn er wollte, oder wenn Etwas aus dem Wege geräumt würde, was ihn daran hindert; das ist wie eine Art Besessenheit, die es nicht zuläßt, wenn sich etwas zu ruhiger Schönheit ausbreiten möchte. Es wurde die Overtüre zum König Lear gegeben, die Fehmrichter und die phantastische Symphonie-Episode aus dem Leben eines Künstlers, dann zwei Romanzen von einer sehr schönen Sängerin, die er mit sich führt, sehr französisch ordinär gesungen, und ein Violinstück von David gespielt, aber auch von Berlioz. Das Orchester war zu 24 Geigen, 5 Bässen, 7 Cellos und 6 Violoncellen verstärkt — 4 Pauken und 4 Pauker dazu, indem zuweilen 4stimmige Paukensäße vorkommen, Ophicleiden, 4 Hörner u. s. w. verstehen sich von selbst, Harfe und Piano fehlten auch nicht. Bei den Urtheilen über Berlioz wird man immer zum Widerspruch angeregt, wenigstens geht mir's so; die Einen finden das Höchste in ihm, Andere wollen gar nichts an ihm anerkennen und meinen, so etwas könne jeder machen, der die effronterie dazu habe. Das kann ich nun ebenso wenig zugeben als jenes. Ich finde nur ein falsches tadelhaftes Wollen darin und meine, ein sehr respectables

Können sei für Einen, der so etwas zu beurtheilen weiß, gar nicht zu verkennen. Er spielt sein großes Instrument mit großer Virtuosität und weiß die beabsichtigten Effecte sehr wohl hervorzubringen; das sind nun freilich oft sehr ungeschickliche und absurde. Am behaglichsten und anmuthigsten finde ich ihn, wo der Teufel ganz und gar los ist, weit weniger im Anmuthigen, wie Einem bei Seydelmanns und Devrients Bösewichtern viel wohler zu Muth war, als wenn sie Liebhaber vorstellen wollten. Gegen den Hexensabbath in der gestrigen Symphonie ist Webers Wolfschlucht ein Wiegenlied; es wäre gar nicht übel, jenes Stück einmal in den Freischützen einzulegen. Einige Tage vorher war Mendelssohns „Erste Walpurgisnacht,“ Musik zu Goethe's Gedicht im Abonnementsconcert gegeben worden, ein Musikstück voller Frische und Schönheit; es ist eine frühere Arbeit, die er jetzt umgeschrieben, nur in der Instrumentation, so viel ich weiß, verändert hat. Da kommt auch der Blockberg mit allem Zubehör darin vor und es fehlt nicht an einschneidend Dissonantem, aber erstens ist es nicht so toll und dann ist auch das andere Element dabei, was bei Berlioz gänzlich fehlt. Berlioz bleibt bei der Dissonanz stehen, Mendelssohn löst sie auf. Mendelssohns neue Symphonie wird Ihnen, glaube ich, sehr gut gefallen. Ich hätte sie gern früher gehört, es war an jenem Abend gar zu viel vorausgegangen und ich kann nicht viel Concertmusik vertragen, aber mir schien sie sehr schön; großartiger jedoch habe ich noch immer seine Gesangsachen gefunden.

Im nächsten wird die 9te von Beethoven gegeben. Der Chor aus Thomanern und Dilettanten bestehend ist bei solchen Aufführungen sehr gut und stark besetzt, nur leidet dabei die Wirkung der Instrumente etwas, indem der Chor auf demselben Boden vor dem Orchester steht. Ihre neue Ouvertüre ist neulich zweimal durchprobiert worden und ging das zweitemal so gut, daß sie sogleich hätte gegeben werden können, nur wenige Erinnerungen Mendelssohns waren nöthig beim erstenmal. Sie nahm sich sehr schön aus und gefiel uns, vorläufig gesagt, sehr gut. Mir war's auch lieb, wieder einmal ein neues Musikstück zu hören, was nichts als sich selbst bedeuten sollte; die dürften doch nicht ganz aus der Mode kommen — indessen ist dagegen nichts zu thun; soll die Instrumentalmusik im Ganzen diese charakteristische Richtung nehmen, so wird sie sie nehmen, ob es Einem Recht ist oder nicht. — Mir scheint das nun wie Genremalerei gegen historische und daß das Höchste jener seiner Natur nach auf einer tieferen Stufe steht und sich nicht zu dieser erheben kann, von der relativen Vollkommenheit der Production abgesehen. — Zu unserer Musikschule haben sich schon viele Teilnehmer gemeldet, sie soll im April ihren Anfang nehmen, aber nicht den Ersten — das fand Mendelssohn ominös. Vor der Hand sind noch immer

Conferenzen, die Einrichtungen und nähere Bestimmungen betreffend, es wird aber nicht immer viel bestimmt und wird erst einmal ein Anfang gemacht werden müssen. — M. S.

Leipzig, 28. Februar 1843.

Lieber Herr Capellmeister!

. Ich komme eben aus einem Concert des Parish Alvars des Harfenvirtuosen, vielleicht des größten, den es gibt, aber wir sind doch nach dem ersten Stück des zweiten Theils, der Ouvertüre „Ossiansklänge“ von Gade, herausgegangen; über das Instrument kann er doch nicht hinaus und an dem hasten, um Alles darauf machen zu wollen, zu viele Mängel. Je besser der Triller auf der Harfe gemacht wird, desto deutlicher wird es, daß man keinen machen soll. Ausklingende Piano-Accorde in Arpeggien möchte allenfalls etwas sein, was die Harfe eigenthümlich schöner als das Pianoforte hat, (die Harfencompositionen müßten gegen die Claviercompositionen einfacherer Natur sein, mehr im Charakter der Palme als des Eichbaums), in allem andern steht sie im Nachtheil, und der reiche complicirte Mechanismus, nicht um etwas schön spielen zu können, nur um die Möglichkeit zu erlangen, etwas zu spielen, ist gerade recht ihre Armuth und es ist kein Wunder, wenn sich so wenige damit befassen wollen. Dabei ist es wieder das einzige von allen unsern modernen Instrumenten, was an sich eine gute Gestalt hat, dem Spieler eine gute Gestalt gibt und anmuthige Bewegung gestattet, das einzige, was keine kleinliche oder keine Unform hat und zu dem ein idealeres Costüm noch besser stehen würde als unser verzwicktes. Man könnte sich einen Sarastro, die Pedale abgerechnet, recht gut mit der Harfe, viel weniger mit der Geige oder Oboe denken. — Im nächsten Concert wird die Symphonie von Gade gegeben, die Ouvertüre ist recht hübsch, aber noch lange kein Meisterstück, sie hört sich noch etwas stückweis an und hat in ihrem Verlauf keinen rechten dominanten Höhepunkt, etwas näher schwer zu bezeichnendes, das guten Sachen nicht fehlt, ohne sich hier sehr bemerkbar zu machen, aber den Mangel fühlt man deutlich. So scheinen die Bach'schen Fugen und Motettensätze in einem ganz gleichartigen Stimmgeflechte fortzugehen vom Anfang bis zum Ende, so sieht es auf dem Papier aus, aber wenn man sie hört und Anderes dagegen hört, dann ist das eine ein herrlicher Baum, das andere ist Gesträuch und Gestrüpp, was nicht von der Erde weg will, nur in die Breite, nie in die Höhe geht und es nirgends zu einem Gipfel bringt. So war neulich der 5stimmige Psalm „Du bist's 2c.“ von A. Hamberg (der auch im Cäcilien-Verein gesungen wird) in der Thomaskirche als Motette, gegen jene grundkräftigen Sachen von ganz kümmer-

licher Wirkung, so hübsch er auch von vornherein klingt; aber es wird eben nichts daraus, und vom zweiten Theil, von der Fuge möchte ich wiederholen, was ich eben vom Harfentriller gesagt habe, es ist eine mühevollle Stückelei, die nie in den Zug kommt und sich eben so mühsam anhört, als sie gemacht ist. Dagegen war ein Stück von Gio. Gabrieli, was ich am Sonnabend singen ließ, sechsstimmig, von der schönsten Wirkung, die Thomaner hatten selbst ihre große Freude daran. — Neulich war Berlioz wieder hier von Dresden und führte das Offertorium eines Requiems auf, eine Art Instrumentalfuge oder fugirter Satz in langsamem Tempo in d-moll, wozu der Chor unisono nichts als a und b zu singen hat. Das kommt an die hundertmal, immer mit Zwischenpausen, länger oder kürzer, ohne selbständige Bestimmung, nur wie es gerade die Harmonie zuläßt, nach einander vor, zuletzt löst sich's in einen harmonischen Dur-schluß auf, bei dem nach der langen Pein den Leuten so wohl wurde, daß viele nach dem Ende glaubten, etwas Schönes gehört zu haben; es ist aber ein ganz gesuchtes und innerlich unmusikalisches Ding und macht höchstens den Eindruck, als wenn es eine Kirchenmusik vorstellen sollte, etwa einen Mönchszug auf dem Theater oder so etwas. Dazu wärs wieder besser als wenn einer eine wirkliche auf's Theater bringen wollte, die sich wie alles bloß wahre, da ausnimmt wie die lebendige Gule im Freischützen oder des Kurprinzen Zapfenstreich im Wasserträger. Mit der wirklichen Kirchenmusik, so weit man das Feld auch stecken mag, hat es aber bei den Franzosen keine Gefahr, sie haben nie eine gehabt, was daran ächtes in Cherubini ist, hat er als Italiener zugebracht. Kirchenmusik haben nur die alten Niederländer, die Italiener und Deutschen . .

M. H.

Leipzig, den 1. April 1843.

Lieber Herr Capellmeister!

. . . . Nun muß ich über die beifolgende Rolle referiren und würde wie Polonius anfangen, in der Verlegenheit schlechten Spaß zu machen, sagen: es ist wahr, daß es schade ist, und es ist schade, daß es wahr ist und dergl.; aber die Sache ist ernstlich zu spaßhaft, daß eine Sonate von Spöhr, die in Leipzig gedruckt sein wollte, ungedruckt wieder abreißt. Es ist eine solche Scheu vor der Gattung unter den Verlegern, daß sie vor der „Sonate“ fast erschrecken, so gern sie den Namen des Autors haben möchten. In diesem Falle wäre freilich ein directes Wort des letzteren von guter Wirkung, von besserer gewesen, als die Vermittelung eines Dritten. Schwerlich würde ein Verleger, als einer, dem Sie sie nicht geben wollten, die Sonate genommen haben. Mendelssohn hat sie prima vista ganz prächtig gespielt, fand jedoch vieles recht schwer darin — nicht schwer herauszubringen, aber schwer

mit Leichtigkeit zu spielen, daß es frei klingt. Die Sonate hat uns aber sehr viel Vergnügen gemacht, besonders gefiel uns der erste Satz und das Scherzo. Im letzten Satz scheint mir der breitere Rhythmus in $\frac{4}{4}$ Tact gegen den $\frac{2}{4}$ Tact sich zu sehr abzusehen, nicht recht musikalisch zur Einheit mit diesem einzugehen. Man muß so etwas mehreremal hören, dann befreundet man sich damit. Im Allgemeinen genommen, scheint mir das Rhythmische in der Musik das aller Ernsthafteste und Strengste, was sich am wenigsten willig der Laune des Componisten hingibt und gar nicht mit sich spaßen lassen will. Ich meine das Rhythmische im gewöhnlichen Sinne des Wortes, man sollte sagen das Metrische, denn dieses ist doch das zeitliche Gerüst, für sich bestehend, das von den rhythmischen Figuren überdeckt ist, dessen Fugen von diesen verbunden werden, sodas ein rhythmischer Schluß allezeit auf einen metrischen Anfang fällt, wodurch er eben Schluß ist, daß er metrisch getrenntes zusammenschließt. Im vorletzten Concert hörten wir auch Ihre neue Ouverture, die ganz vortrefflich ging und ein recht tüchtiges Meisterstück ist. Mendelssohn sagt mir, daß Sie noch in Zweifel seien, ihr einen Namen zu geben, ich würde es bei dem jetzigen lassen, vielleicht noch gar den „ernsten Styl“ (vor der Correctur stand auf einem Zettel im „ersten“ Styl) weglassen, da Sie so Vieles in diesem edlen ernsten Styl geschrieben, wo es nicht beisteht.

M. S.

Leipzig, den 23. October 1843.

Lieber Herr Capellmeister!

. Für Ihren lieben Brief über die englische Reise muß ich Ihnen nochmals danken, er hat uns viel Vergnügen gemacht, des Inhaltes und der Schilderung wegen. — Den letzten Satz der Beethoven'schen d-moll Symphonie kann ich auch nicht leiden, das Chorgekreisch und auch die ungeschickt und so gesangwidrig geschriebenen Solostellen sind mir ganz zuwider, sie wurden das letzte Mal, daß ich sie hier hörte, recht gut herausgebracht, das ist aber auch alles, was den besten Sängern und dem besten Chore dabei gelingen kann, denn an eigentliches Singen ist hier nicht zu denken. Der erste Satz dieser Symphonie ist mir der liebste. Herr Schindler, der vor einiger Zeit in Leipzig war, hatte mehrere Beethoven'sche Skizzenbücher mit, das eine davon soll fast angefüllt sein mit Entwürfen zu dem Anfang dieser Symphonie; wie ich auch ein Blatt hatte, worauf Beethoven Clärchen's Lied „die Trommel gerührt“ zu Egmont entworfen, das heißt vielerlei Anfänge und einzelne Stellen zu dem Liede mit fast unleserlichen Noten und Schwänzen darauf zusammengebracht hatte. Bei dem Anfange, wie wir ihn jetzt kennen, hatte er mit fingerlangen Buchstaben dazu geschrieben: „questo è il migliore —“ Es kommt nun freilich nichts darauf an, wie Einer etwas

zu Stande bringt, wenn er es gut zu Stande bringt; so finde ich eben jenes Liedchen sehr hübsch und charakteristisch, nur freilich nicht für Clärchen im Stück zu singen, so wenig als „freudvoll und leidvoll“. Dies letztere höre ich überhaupt von der Oboe im Zwischenact viel lieber als von der Sängerin. Ich kann es nicht mißbilligen, daß Tiedt es vorzog, die Schauspielerin irgend eine andere Melodie, von Reichardt oder einem Andern anstatt der Beethovenschen Composition singen zu lassen. So gern ich sonst seine Musik zum Egmont habe, so finde ich eben diese Lieder nicht in dem Styl, den die Sache erfordert, vor allen viel zu abhängig vom Orchester, das hier so viel als möglich unbemerkt sein müßte, das „freudvoll und leidvoll“ überdies noch ziemlich unsingbar; konnte es doch kaum die Rister leidlich herausbringen in seiner ungeschickten hohen Lage. Von Herrn Sch. kann ich nicht viel mehr sagen, als daß er uns durch große Redeseligkeit und Selbstgefälligkeit im Reden viel seckirt hat. Er ließ sich bei mir in der Schule eine Bach'sche Motette singen und hat dem Chor darauf zugesprochen und ihm guten Rath erteilt, als wenn seine Worte Gott weiß wie golden wären.

Mendelssohn bleibt nur bis zum 20. November hier, um dann ganz nach Berlin zu ziehen. Er geht ungern, und es ist ihm vom König von Sachsen, der ihn persönlich sehr gern hat, ein gleicher Gehalt wie sein Berliner, 3000 Thlr. angeboten worden, wenn er in Sachsen bleiben wollte. — Die Umstände müssen es nicht zugelassen haben, es anzunehmen. Ich habe aus der Auction von Polenz, die einen Catalog von 3000 Nummern hat, viel für meine Kirchenmusik erstanden, unter anderen zwei Messen von Cherubini, welche, namentlich die 4te in C-dur, von großer Schönheit sind. Ich freue mich darauf, sie aufzuführen. Der hiesige Gottesdienst läßt nicht allein Meßcompositionen zu, der Ritus verlangt selbst an Festtagen, gegen 12mal jährlich, die Messe in ihrer Bedeutung, zwar nur Kyrie und Gloria ich bringe aber dann die übrigen Sätze als Hymnen nach. Im Durchschnitt genommen muß sich auch unsere Kirche an die katholische Musik halten, die protestantischen Cantorenproductionen sind zu prosaischer Natur. Das kann man zwar von denen Bachs, der auch ein protestantischer Cantor war, nicht sagen, aber hier stößt es sich wieder an die der unsrigen gar zu entfernte Orchesterbehandlung, und es ist schwer, unter vielem an sich recht Schönen etwas Praktikables aufzufinden.

R. Schumann, der sehr fleißig componirt, hat jetzt eine Cantate in drei Theilen nach Lala Rook „die Peri und das Paradies“, meist mit den Worten des Gedichts geschrieben und wird sie im November auführen. Ich habe eine Probe mit kleinem Chor und Quartett gehört, es scheint alles recht blühend und frisch. Wie das Ganze sich ausnehmen wird, weiß ich noch nicht, es hängt alles ohne Unterbrechung zusammen, nicht mit Recitativ und

metrischen Musikstücken, sondern fast ohne Sonderung von bestimmten Theilen. Wie ich denn überhaupt diese moderne, romantische Musik oder wie man sie nennen will, mehr pflanzenartiger Natur finde und den Eindruck, den so etwas macht, mehr einem landschaftlich unbestimmt Bestimmten vergleichen möchte, gegen den der Mozart'schen und was in diesen Kreis (den italienischen) gehört, die durch charakteristisch sehr verschiedene, in ihren Formen aber organisch bestimmte Gestalten höherer Ordnung und festen Gesetzes zu uns spricht. Man könnte beide Arten auch gothischer und griechischer Architektur vergleichen; die erstere läßt auch wie der Baum Auswüchse zu, die bei der letzteren, wie beim menschlichen Körper, nur als Ueberbeine erscheinen würden, dort aber gar nicht störend sind.*) —

M. Hauptmann.

*) Indem wir die Reihe Musikalischer Briefe von Moriz Hauptmann, welche uns durch die Güte seiner Angehörigen zur Verfügung gestellt waren, hiermit abschließen, können wir unseren Lesern mittheilen, daß die Veröffentlichung einer reicheren Auswahl in Kurzem bevorsteht. Herr Prof. Alfred Schöne in Erlangen (früher in Leipzig) ist mit Redaction derselben beschäftigt und die Handlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig hat den Verlag übernommen.

Die Red.

Der Schulstrike in Tirol.

Aus Tirol, Ende April.

Da tadle noch Jemand die Politik unseres sanften, in den letzten Tagen dahin geschiedenen Ministeriums Hasner. Was andere mit Gewalt, Militär und Ausnahmeständen kaum zu erzwingen vermögen, gelang ihm durch ein ganz einfaches, unschädliches, im Grunde selbstverständliches Mittel, durch klugen Rückzug zu rechter Zeit. Es handelte sich bei uns um Durchführung der Schulaufsicht mittelst der vom Staate ernannten Inspectoren. Bekanntlich verstand unser tiroler Landtag das Reichsgesetz vom 25. Mai 1868 über das Verhältniß der Schule zur Kirche dahin, daß die oberste Leitung und Aufsicht des gesammten Unterrichtswesens nach wie vor durch Geistliche geübt werden sollte. Ihnen sollte im Ortsschulrath der Vorßiß, durch bischöfliche Inspectoren die Ueberwachung aller Volksschulen, ein maßgebender Einfluß im Bezirkschulrath, im Landeschulrath aber den drei Bischöfen des Landes selbst durch ihre persönliche Betheiligung die Entscheidung über organische Verfügungen und Personalfragen in die Hand gelegt, und ein absolutes Veto gegen alle die Religion oder Sittlichkeit gefährdenden Anträge gewahrt werden. Als nun die provisorische Verordnung vom 10. Februar 1869 erschien, welche die Schulaufsicht ausschließlich der weltlichen Behörde,